



**Johannes Heil (Hg.)  
Rainer Kampling (Hg.)**

***Maria – Tochter Sion?***  
*Mariologie, Marienfrömmigkeit und Judenfeindschaft*

Paderborn: Schöningh 2001. 271 S. €48,90  
ISBN 978-3-506-74254-4

### **Matthias Blum (2013)**

Johannes Heil und Rainer Kampling schließen mit der Herausgabe ihres Sammelbandes gewissermaßen thematisch an das an, was Katharina Klara Schridde in ihrem Aufsatz (s. o. 164) vor dem Hintergrund des kirchlichen Bezugs der alttestamentlichen Verheißungen, respektive Jes 7,14, auf Maria und das Gotteskind Jesu als „Israelvergessenheit“ bezeichnet. Denn diese Vergessenheit gehört in den Kontext der in diesem Band gestellten Frage nach einem Zusammenhang zwischen Mariologie und Judenfeindschaft, wenn Maria nicht mehr die Kontinuität der Kirche zu Israel anzeigt, sondern – vermeintlich – den Bruch zwischen Altem und Neuem Testament. Judenfeindschaft kann sowohl ein Moment von Mariologie wie auch von Marienfrömmigkeit sein, das Themenfeld „Mariologie, Marienfrömmigkeit und Judenfeindschaft“ ist damit den Herausgebern zufolge auch ein der historischen Antisemitismusforschung aufgegebenes Thema.

Rainer Kampling stellt in seinem Beitrag „die Jüdin, aus deren Fleisch er geboren wurde ...“. Zu einem antijudaistischen und antimarianischen Modell der patristischen Auslegung“ zunächst die Notwendigkeit theologischer Antijudaismusforschung heraus. Unter Bezugnahme auf Tertullian, Eusebios von Caesarea, Ambrosius von Mailand, Hieronymus und Gregor I. zeigt er anhand einer Reihe von Texten auf, welche einzelnen Formen antijudaistischer Argumentation zu einer polemischen Verzeichnung der Jüdischkeit Mariens führen konnten. Die misslungene Begegnung Jesu mit seiner Familie (Mk 3,31-35 parr) zeuge etwa nach Tertullian von dem Unglauben der Familie Jesu (19ff), wobei Tertullian Maria typologisch als Synagoge deute, da er ihr Verhalten als exemplarisch für den Unglauben verstehe. So biete Tertullian eine ekklesiologische Deutung der Zuhörer, d. h. die neuen Jünger stellten die Kirche dar, während diese Deutung wiederum eine negative Bedeutung Mariens und der Brüder Jesu als Juden vor dem Hintergrund ihres Unglaubens bedinge. „Daß es hier zur Gegenüberstellung von Synagoge, d. h. Maria, und Kirche, d. h. der Zuhörer, kommt, verdankt sich gewiß auch der in der gesamten christlichen Literatur der Spätantike verbreiteten Auslegungstradition, Zweierpaare oppositionell zu deuten.“ (21). Demgegenüber biete das Opus imperfectum in Mattheum einen Text, der das Jüdischsein nicht völlig negativ akzentuiere. Dass es den jeweiligen Autoren keineswegs an der Erinnerung an die Jüdischkeit Jesu und Mariens gemangelt habe, betont Rainer Kampling in seinen abschließenden Reflexionen und fragt, ob dem Judesein Jesu, dem Geboren Werden aus einer Jüdin, nicht doch größere Bedeutung für das Bedenken von Inkarnation und Soteriologie zukomme, als es bisher gesehen worden wäre (35).

Johannes Heil bietet in seinem Beitrag „...auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen“. Zur Auslegung von Lk 2,34-35 in der exegetischen und homiletischen Literatur von der Patristik bis zum Hochmittelalter“ ebenfalls eine auslegungsgeschichtliche Perspektive, wobei der verhandelte Lukas-Satz nicht zu den Schlüsselstellen des patristischen und mittelalterlichen Antijudaismus gehöre. In seiner Kommentierung einer ganzen Reihe erhellender Auslegungsvarianten verweist Heil auf Deutungen, nach denen Maria immer wieder eine zentrale Rolle bei der Bestimmung der heilsgeschichtlichen Konfrontation zwischen Christus und Juden und zur Konturierung des Abstands zwischen „verworfenen Juden“ und „wahrem Israel“ spielte. „Als Mutter Christi und erst recht als ‚mater ecclesiae‘ rückte die Jüdin Maria an die Spitze der Opposition gegenüber dem Judentum.“ (41) Heil verweist ferner darauf, dass weniger die Person als solche, sondern vielmehr, bedingt durch die Christologie, auch die Mariologie im Fokus der Auseinandersetzung gestanden habe (42). Während die zugrunde liegende Textbasis schlussendlich als zu eng angesehen wird, um grundsätzlich etwas zum Ausmaß dieser Judenfeindschaft sagen zu können, kann Heil die Funktion dieser Judenfeindschaft benennen, die sich eben nicht für die Juden selbst, sondern für die Funktion interessiert habe, die sie im Dienste einer polarisierenden christlichen Auslegung eingenommen haben könnte. Die ständige Rede von Juden in deutlich negativer Diktion, die – auch in ihren Konturen – ohne reale Juden ausgekommen sei, lässt Heil „von ‚virtuellen Juden‘ im Dienste immanent christlicher Verständnisse sprechen.“ (56) Allerdings nehme dieser Befund einer nicht unmittelbar gegen die Juden gerichteten Judenfeindschaft dieser nichts von ihrer Brisanz. „Denn vielleicht war es gerade die Ignoranz gegenüber der Wirklichkeit und den in ihr lebenden und wirkenden Juden, die der Exegese einen Ton gestattete, der vor Extremen oft genug nicht zurückschreckte.“ (56)

Dem Hochmittelalter widmet sich der Beitrag vom Matthias Theodor Kloft „Die heilige Jungfrau ist gleichsam die Vollendung der Synagoge“. Maria und die Juden in der Theologie des Hochmittelalters“. Während sich im Hochmittelalter auf den ersten Blick keine expliziten antijüdischen Ausfälle in der Mariologie fänden, sei mit den großen marianischen Autoren und der beginnenden Scholastik ein neues Bild von Maria als Urbild der Kirche entstanden, das auch einen der Gründe der ‚verhängnisvollen Allianz‘ von Marienverehrung und Judenfeindschaft gebildet habe (59). Dabei verweist er auf die stattgehabte Gleichsetzung von Mutter Kirche und Mutter Maria, wobei Maria die Vollendung der Synagoge sei und das Judentum in das Christentum überführt habe.

Annette Weber setzt sich in ihrem Beitrag „... Maria die ist juden veind“. Antijüdische Mariendarstellungen in der Kunst des 13.-15. Jahrhunderts“ mit der Bedeutung und Verbreitung dieser Mariendarstellungen auseinander. Dabei geht sie ebenso auf ausgewählte Darstellungen in mittelalterlichen Glasfenstern ein, in denen sie u. a. auf das Judenbild als Sinnbild des Negativen und Bedrohlichen in der von Maria geschützten mittelalterlichen Weltordnung im Freiburger Münster verweist, wie auf einige illuminierte mittelalterliche Handschriften. Dass diese Legenden in der Neuzeit weiterlebten, wird anhand von zwei Darstellungen aus dem 16. und 18. Jh. gezeigt.

Hans-Martin Kirn wählt für seinen Beitrag „Maria – Mutter der (Un-)barmherzigkeit? Zum marianisch-mariologischen Antijudaismus in der spätmittelalterlichen Predigtliteratur“ drei in ihrer Zeit bedeutende Predigtschriftsteller aus: den deutschen Dominikaner Johannes Herolt (gest. 1468), den norditalienischen Franziskanerobservanten Bernhardin von Busti (um 1450-1513) und seinen älteren ungarischen Ordensbruder Pelbartus von Temesvár (um 1435-1504). Kirn zeigt auf, wie diese Predigtliteratur verschiedene Ebenen „der Vermittlung des marianisch-mariologisch akzentuierten Antijudaismus“ erschließt (137).

Winfried Frey setzt sich in seinem Beitrag „der vngetruen ludden rat disz hertzleit geraden hat“. Die Mutter Jesu in deutschsprachigen Passionsspielen“ mit dem Frankfurter Passionsspiel und dem Donaueschinger Passionsspiel auseinander und verweist darauf, „wie sehr die Mutter Jesu in der Passionsdarstellung auf der Bühne [...] für den christlichen Antijudaismus fruchtbar gemacht werden konnte.“ (161)

In dem Beitrag „Die Judengaßen thet man zerstören / der hymelkünigin zu eren‘. Synagogenzerstörung und Marienkirchenbau“ von Wolfgang Glüber geht es um die stattgehabte Ersetzung von Synagogen der jüdischen Gemeinden durch Marienkirchen in einigen Städten des deutschen Reichsgebiets vom 14. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert. Wolfgang Glüber versteht den Marienkirchenbau und die Zerstörung der Synagogen auch als Ausdruck eines zeitgenössischen Religionskonflikts. Dabei werde die Feindschaft zwischen Ecclesia und Synagoga auf Maria übertragen, wobei Maria die Synagoga endgültig verdränge.

Michaela Haibl befasst sich in ihrem Beitrag „Sulamith und Maria‘ – antijüdische Facetten in der Kunst der Nazarener“ mit jenen antijüdischen Haltungen in der christlichen Kunst, „die sich visuell äußern, ohne daß das ‚Jüdische‘ in den Facetten bekannter Stereotypen tatsächlich dargestellt wird.“ (188) Im Mittelpunkt ihrer Auseinandersetzung stehen bekannte Gemälde und Graphiken im ersten Drittel des 19. Jh. aus dem Kreis der Nazarener, einer vom akademischen Kunstbetrieb in Wien losgelösten Künstlergruppe, die um die Erneuerung religiöser Kunst vor dem Hintergrund italienischer Vorbilder bestrebt war. In den Bildern dieser Gruppe werde die jüdische Welt „zur Staffage antikisierter Zeitlosigkeit“, wobei Maria „das Zeichen schlechthin für die entjudaisierte Welt“ sei (188). Somit geht es hier um einen Antijudaismus der Ausgrenzung und Enthistorisierung, nach dem die jüdische Komponente – Sulamith – zum Verschwinden gebracht werde. „Maria ist immer die schöne, blonde, blauäugige, sanfte deutsche Jungfrau und Muttergottes.“ (210)

Viktoria Pollmann bietet in ihrem Beitrag „Der ‚Ritter der Unbefleckten‘ und die ‚Fahne Mariens‘. Marienkult und Judenfeindschaft in Polen auf der Grundlage ausgewählter katholischer Presse vor 1939“ eine Auseinandersetzung mit der Entwicklung des Marienkultes in Polen und zeigt dabei, wie die integrative Seite des Marienkultes für die polnisch-katholische Bevölkerung zum desintegrativen Element im Zusammenleben von Polen und Juden werden konnte.

Franz-Josef Bäumer bezieht sich in seinem Beitrag „O, Maria kennt die Werte, die in den Worten liegen: Blut und Boden.‘ Zur katholischen Marienfrömmigkeit im Nationalsozialismus“ auf marianische Predigten, Andachts- und Gebetsbücher sowie auf katechetische Literatur der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts und stellt darin heraus, dass die propagierte Marienfrömmigkeit der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts unübersehbar durchsetzt sei „von rechtskonservativem, völkischem und antisemitischem Gedankengut.“ (257)

Die Herausgeber legen mit ihrem Sammelband ein beeindruckendes Werk vor, nach dessen Lektüre mehr als deutlich wird, dass die hier verhandelte Thematik weder ein randständiges Thema der Antisemitismusforschung ist noch der Diskreditierung von Mariologie und Marienfrömmigkeit dient. Der Band bietet vielmehr einen gewichtigen, wenn auch auf den ersten Blick außergewöhnlichen Beitrag zu Mariologie und Marienfrömmigkeit, der deshalb in keiner Handbibliothek mariologischer Studien fehlen sollte. Dass allerdings „liebgewonnene Traditionen der Überprüfung bedürfen“, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung anmerken (11), dürfte sich nach den Bestandsaufnahmen, die die Beiträge bieten, einmal mehr als richtig erweisen.

<p><b>Zitierweise</b> Matthias Blum. Rezension zu: <i>Johannes Heil (Hg.). Maria – Tochter Sion? Paderborn 2001</i> in: bbs 11.2014 &lt;<a href="http://www.biblische-buecherschau.de/2014/BK_Heil_Maria.pdf">http://www.biblische-buecherschau.de/2014/BK_Heil_Maria.pdf</a>&gt;.</p>
--